

**Zwei Kapitel aus:
Eine Geschichte aus drei Zeiten
2. Zeit des Geldes**

5

Zwei Tage vor den Wahlen wurden wir verhaftet.

In jenen Tagen erschienen alle möglichen Typen in der Schule, Vertreter des Parteikomitees, der Wahlkommission, der Jugendorganisation oder der Demokratischen Front. Die beiden Polizisten, die quer über den Schulhof zum Büro des Direktors gingen, fielen trotzdem auf. Es war das erste Mal, dass Polizei in die Schule kam.

Die große Pause war gerade zu Ende gegangen, und wir kehrten ins Klassenzimmer zurück. Ich hatte wieder ein flaues Gefühl im Magen.

Es klopfte an die Tür und der Direktor trat ein, begleitet von Turi und den beiden Polizisten. Auf dem Gesicht von Herrn Nasto, unserem Geographielehrer, erschien ein entsetzter Ausdruck, und er musste sich am Tisch festhalten.

Mit einem wütenden Blick auf die Klasse nannte der Direktor zwei Namen, meinen und Ilirs.

Unter den Schülern herrschte totale Verwirrung. Niemand begriff, was vor sich ging, aber als wir beide mit gesenkten Köpfen hinter den Polizisten hinausgingen, kreischte Turi mit heiserer Stimme: „Saboteure!“

Erst später erfuhren wir, was sich nach unserem Abgang im Klassenzimmer abgespielt hatte. Die meisten Schüler saßen wie vom Donner gerührt da. Der Lehrer, Herr Nasto, war völlig außer sich. Er stammelte sinnloses Zeug, ein irres Grinsen auf dem Gesicht, und seine Augen glänzten vor Glück. Irgendwann fing er sich wieder. Offenbar schämte er sich, weil er sich gefreut hatte, dass statt seiner zwei Kinder festgenommen worden waren, und schlug die Hände vors Gesicht. Er flüsterte sogar mehrmals: „O welche Schande!“. Dieses Wort – Schande – wurde ihm zwei Monate später zum Verhängnis. Während der tagelangen Verhöre verlangte man von ihm eine Erklärung dafür, und vergeblich versuchte er den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem er behauptete, seine Äußerung sei auf uns gemünzt gewesen: Während das ganze Volk freudig den Wahlen entgegenblickte, gaben sich seine Schüler, die Zukunft des Landes, die Blüten des Lebens – o welche Schande!!! – mit schmutzigen Geschäften ab. Doch damit war das Verhör nicht zu

Ende, und gegen Mitternacht gestand er schließlich, er habe sich geschämt, weil er offenbar seine erzieherische Tätigkeit so schlecht ausgeübt und .. und ... dann auch noch Freude darüber empfunden hatte, dass nicht er selbst, sondern zwei Kinder festgenommen worden waren. Das war der Anfang von seinem Ende. Nun prasselten die Fragen nur so auf ihn ein: Warum hatte er eine Verhaftung befürchtet? Was lastete auf seinem Gewissen? Und, und ... Im Morgengrauen kapitulierte er. Er gab zu, die albanischen Sendungen von Radio London zu hören und nichts für die Volksmacht übrig zu haben.

Das war aber erst später, im Frühling. Die denkwürdige Unterrichtsstunde, aus der wir abgeführt wurden, löste erst in der Klasse und dann in der ganzen Schule eine unfassbare Welle von Klatschgeschichten und Spekulationen aus. Es hieß, wir hätten Parolen an Mauern gepinselt, um die Wahlen zu sabotieren, und vorgehabt, die Schule in Brand zu stecken. Ja, wir wurden sogar verdächtigt, ein Mordkomplott gegen Ilirs Mutter geschmiedet zu haben.

Derweilen tappten wir mit gesenkten Köpfen und unsicheren Schritten hinter den Polizisten her, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Man führte uns durch ein Tor, zu dessen beiden Seiten bewaffnete Wachposten standen, dann wurden wir brüllend angewiesen, uns in verschiedenen Ecken des leeren Hofes aufzustellen.

Voneinander getrennt, verbrachten wir so mehrere Stunden. Es war kalt. Gelegentlich überquerten Polizisten den Hof. Irgendwo im Gebäude quietschte unentwegt eine Tür. Eine andere, an mehreren Stellen schadhafte Tür blieb ständig geschlossen. Ihr gegenüber befand sich eine dritte, mit eisernen Beschlägen bewehrte. Drinnen klingelte ein Telefon.

Um die Mittagszeit kam eine Schar von Polizisten mit einem Mann in Handfesseln durch das große Tor herein. Sie ließen ihn eine Weile in der Mitte des Hofes stehen, dann schloss ein Polizisten eine der Türen auf, und der Mann wurde in den Raum dahinter hineingestoßen.

Von meiner Ecke aus konnte ich Ilir nicht sehen. Ich hätte viel dafür gegeben, kurz mit ihm sprechen oder ihm wenigstens ein Zeichen geben zu können.

Ich war mir sicher, dass auch er sich mit der Frage herumschlug, warum wir hier gelandet waren. Alles mögliche ging mir im Kopf herum. In Nazos Garten hatten wir ein Huhn mit der Schleuder erschossen. Dann war da der Mahlstein, mit dem Tante Xhemos Getreide zerkleinert wurde. Wir hatten ein Loch in die Wand des Mädchenklos gebohrt, um unseren Schulkameradinnen beim Pipimachen zuzuschauen. Und schließlich hatte Ilir seinem Vater ein Präservativ gestohlen, das wir in unserer Bereicherungswut einem Ägypter verkaufen wollten.

Die letzte Möglichkeit erschien mir als die wahrscheinlichste. Bestimmt hatten uns die Ägypter angezeigt, und schon jetzt malte ich mir aus, wie Turi uns mit schriller Stimme vor der ganzen Schule bloßstellen würde: „Während das werktätige Volk den Wahlen entgegenfiebert, verbringen diese dekadenten Subjekte ihre Zeit mit dem Verkauf unsittlicher Erzeugnisse!“

Ja, das musste der Grund sein, davon war ich überzeugt. An die 5-Lek-Stücke dachte ich zwar kurz, aber die Geschichte erschien mir zu lächerlich für eine solche Aufregung.

Im Hof wurde es immer kälter. Die Mittagessenszeit war inzwischen vorbei. Niemand kümmerte sich um uns. Die Polizisten, die in dem Gebäude ein und aus gingen, beachteten uns nicht. Nur einmal schüttelten zwei von ihnen ungläubig den Kopf, als sie uns bemerkten.

Am Spätnachmittag erschien endlich ein Polizist und schnauzte mich an: "Mitkommen!"

Man brachte mich in einen Raum, in dessen Schmalseite zwei grimmig aussehende Zivilisten hinter einem Tisch saßen. Auf dem Tisch erblickte ich unsere Schultaschen und ihren ausgeleerten Inhalt: Hefte, Tintenfässer, Federhalter, Bücher, ein paar Briefmarken, unsere Katapulte zur Vogeljagd und, o Schreck, das Präservativ von Ilirs Vater. Idiot, dachte ich, und so sehr ich mich bemühte, das Präservativ nicht anzuschauen, meine Augen saugten sich immer wieder an ihm fest.

Einer der Zivilisten schien zu ahnen, was in meinem Kopf vor sich ging, denn er zeigte auf das Kondom:

"Ihr habt also vorbeugende Maßnahmen getroffen, um der Weiblichkeit des Viertels Schwangerschaften zu ersparen, nicht wahr?", sagte er höhnisch. "Herumtreiber, Ganove!"

Meine Ohren brannten vor Scham, und ich wollte eben versichern, dass dies keineswegs meine Absicht gewesen sei, als er mir eine schallende Ohrfeige versetzte.

"Gauner, sag mir, wo ihr das Geld versteckt habt!"

Ich sah tausend Sterne, während er mich weiter anbrüllte. Er schimpfte mich Hurenbock, Fälscher, Saboteur. Einen dämlichen Don Juan. Dann wollte er noch einmal wissen: "Wo habt ihr das Falschgeld versteckt?"

Ich stammelte etwas, an das ich mich nicht mehr erinnere, und er versetzte mir eine weitere Ohrfeige.

"Du willst nicht reden? Gut, dann schauen wir morgen weiter, Mistkerl. Ab in die Zelle!"

Einer der Polizisten packte mich am Mantelkragen und zerrte mich aus dem Zimmer. Draußen zog er mit der anderen Hand einen Schlüsselbund aus der Ta-

sche, und erst jetzt bemerkte ich, dass die Tür, vor der wir standen, mit Eisen beschlagen war. Ich schrie, versuchte, ihn in die Hand zu beißen, doch er schubste mich grob in die Zelle hinein.

Es dauerte eine Weile, bis ich im Halbdunkel die anderen Gefangenen erkennen konnte. Einer von ihnen, es war der Mann von heute Mittag, trug sogar noch Handfesseln.

„Keine Angst ...“, sagte jemand neben mir. Der Rest seiner Worte ging in einem langen Hustenanfall unter. Als er weiterredete, klang seine Stimme ganz verändert, als sei durch den Husten etwas mit seinen Stimmbändern passiert. „Setz dich hierher. Ach, schau an, was für eine halbe Portion! Was hast du denn angestellt, du armes Würstchen?“

„Gar nichts“, antwortete ich unter Schluchzen. „Zwei 5-Lek-Stücke aus Blei ... Mit Ilir zusammen.“

Er fing erneut zu husten an, und danach hörte sich seine Stimme wieder anders an, ganz hoch, wie bei einer Frau.

Kurz, bevor es vollends dunkel wurde, ging die Tür auf, und ein Polizist brachte das Abendessen: Maisbrot und ein paar Tonschalen, die zur Hälfte mit dicken Bohnen gefüllt waren.

Wir aßen schweigend. In der Stille hörte man die Ketten an den Händen des Gefesselten gegen die Tonschale scheppern.

Nach dem Essen suchte sich jeder einen Platz zum Hinlegen an der Wand. Ich zog den Kopf zwischen meinem hochgeschlagenen Mantelkragen, um das Klirren der Fesseln nicht mehr hören zu müssen.

Die Nacht war ein einziger Alptraum. Wenn der Schlaf sich endlich einmal einstellte, stolperte er gleich wieder über ein Hindernis: Ilirs längliches Gesicht, das Präservativ, das sie morgen wahrscheinlich meinem Vater zeigen würden, oder ein Loch in der Mauer von Kako Pinos Haus. War er über die Stolperfalle hinweg, stellte sich ihm der Husten meines Nachbarn und sein heiseres Flüstern in den Weg: „Der Blitz soll mich treffen!“

Auf die zähflüssige Nacht folgte ein klarer, grober Morgen. Mir fiel ein, dass wir in der ersten Stunde Rechnen hatten. Wahrscheinlich würde die Lehrerin mit einem Blick auf unsere leergebliebenen Plätze sagen: „Aha, sie sitzen also noch im Gefängnis!“ Alle würden dann auf die verwaiste Bank schauen, die schöne Eliana hoffentlich mit Tränen in den Augen.

Ich schaute auf die Stelle, woher das Licht kam. Ein vergittertes Fenster. Es sah irgendwie aus wie ein Rechenheft. Deshalb hatte ich wahrscheinlich an die Schule denken müssen.

Die Tür öffnete sich knarrend, und von draußen war eine Stimme zu hören: „Steht auf zum Scheißen!“

Zurück in der Zelle, machte ich eine Entdeckung: An der Wand waren Inschriften eingekratzt. Ich begann begierig zu lesen. Es waren Sprüche und Botschaften von Gefangenen, die vermutlich tagelang hier eingesperrt gewesen waren. Darunter standen meistens ein Name und ein Datum, manche endeten auch mit drei Punkten. Und es gab Zeichnungen, die meistens unanständig oder unersprißlich waren.

Beim Lesen krampfte sich mein Herz zusammen. Ich hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen. Wir hatten über Lesen und Schreiben geschimpft und gezeht, die albanische Sprache verspottet, ihre Schriftzeichen, die vielen y und ë, die Binde-, Verhältnis- und sogar die Umstandswörter. Wir waren dafür gewesen, das arabische Alphabet einzuführen, das bulgarische, das eskimoische, Hauptsache, es ging schnell. Aber nun, in dieser Gefängniszelle, ergriff mich plötzlich eine große Sehnsucht nach unserer Muttersprache, die wir so verächtlich behandelt hatten. Entsetzt stellte ich fest, dass ich bereits dabei war, die Inschriften auf der zweiten Wand zu verschlingen. Es gab noch zwei andere Wände. Und dann ... und dann ... nichts mehr.

„Du gehst wohl noch in die Schule“, sagte der Mann mit dem Husten, diesmal mit der Stimme eines Schlagersängers. „Das Gekritzel hat es dir scheints angetan.“

Draußen vor der Tür war Geschrei zu hören, dann ging sie auf, und die Polizisten stießen jemand herein, der sich heftig wehrte.

Es war ein junger Mann in einer Lederjacke. Er schaute sich verächtlich in der Zelle um, dann versetzte der inzwischen geschlossenen Tür einen Fußtritt, beugte sich zum Schlüsselloch herunter und brüllte:

„Du kannst mich am Arsch lecken, hast du gehört? Du zu sammen mit deinem Chef, diesem Sesselfurzer.“

Er tobte noch eine Weile, dann setzte er sich auf den Boden und vertiefte sich in ein Selbstgespräch: „Verficktes Kaff, gerade erst angekommen, und schon pisst mich alles an. Echt angeschissen, ja das bin ich.“

Er fuhr fort, vor sich hinzumurmeln. Die anderen schauten ihn verwundert an, weil sie wahrscheinlich noch nie in so kurzer Zeit so viele schmutzige Worte zu hören bekommen hatten.

Dann stand er auf und ging wieder zur Tür. Die besten Sprüche hatte er sich für das Schlüsselloch aufgehoben: „Glatzköpfige Türkenärsche, ihr wascht eure Schwänze in Pisstöpfen, die ihr im archäologischen Museum geklaut habt! Ich kenne euch Scheißkerle, euch großmäuligen Schleimbeutel mit Weibertitten, euch räudige Asthmatiker, das seid ihr nämlich! Aber mit mir könnt ihr das nicht machen, verstanden?! Ich stecke euch auf einen Spieß und mache Schaschlik aus euch! Eine Woche lang brate ich eure Ärsche, darauf könnt ihr euch verlassen!“

Als er endlich genug hatte, setzte er sich neben mich.

„Keine Angst, ich bin nicht andersrum“, sagte er in etwas ruhigerem Ton, „ich steh auf Frauen, glaub mir ... Und du, lässt du ihn ordentlich arbeiten? Ach nein, dafür bist du noch zu klein. Was hast du bloß angestellt, dass sie dich hier rein-gesteckt haben? Bestimmt hast du gestohlen, oder Parolen an die Wände gemalt, gegen die Wahlen ...“

Ich sagte ihm, was man mir vorwarf, und er brach in lautes Gelächter aus.

„Die leiden doch an Hirnkrätze, diese Schweinsrüssel! Als ob es zwölfjährige Falschmünzer geben würde! Heilige Maria, es ist nicht zum Aushalten in diesem Drecksnest. Aber die werden sich noch wundern!“

Er brummelte vor sich hin, was er alles unternehmen würde, um es ihnen heimzuzahlen, wobei es meistens um das menschliche Hinterteil, flüssige und feste Ausscheidungen sowie Salven abgehender Darmgase ging. Dann erhob er sich, zornig, wie er war, und ging zur Wand, um sich zwischen den anderen freudlosen Inschriften zu verewigen.

Er war schnell fertig und setzte sich wieder neben mich, ohne mit seinem ständigen Gezeter aufzuhören. Ich wollte wissen, was er geschrieben hatte, deshalb stand ich auf und bewegte mich möglichst unauffällig auf die Wand zu. Sein Beitrag war leicht zu finden. Zu meinem Erstaunen war es es keine derbe Beschimpfung. An der Wand standen nur zwei Worte in einer fremden Sprache: Mehr Licht!

Er hatte mich wohl verstohlen beobachtet, denn als ich zurückkam, erklärte er mir: „Das sind die letzten Worte des größten deutschen Dichters.“ Er übersetzte sie mir ins Albanische. „Verstehst du, Kleiner? Auf dem Sterbebett wurde es dunkel um ihn, so wie hier in der Zelle ... So ist das nun einmal auf dieser Welt. Das Licht ist immer das erste, das verschwindet ... Hm ...“

Er verbarg den Kopf in den Händen, und eine Weile lang gab er keine unanständigen Schimpfwörter von sich. Doch dann fing es wieder an. Ein böser Geist schien ihn über ihn zu kommen, er schüttelte sich, dann ging das Getobe weiter, nur hörte sich seine Schimpftirade jetzt noch viel schlimmer an als vorher, so dass der Gefesselte schließlich versuchte, sich die Ohren zuzuhalten, was ihm wegen der Handschellen aber nicht gelang.

6

Den restlichen Nachmittag über passierte nichts. Zum Essen bekamen wir wieder dicke Bohnen, dann setzte auch schon die Dämmerung ein. Ich schaute ungläubig auf das schon wieder stockdunkle Fensterchen mit den gekreuzten Metallstäben,

doch weil sich sonst niemand zu wundern schien, beruhigte ich mich damit, dass die Tage im Gefängnis eben kürzer waren als draußen.

Fest in meinem Mantel gewickelt, rollte ich mich zusammen, doch der Schlaf wollte sich nicht einstellen.

Ich versuchte mich zu erinnern, was im großen Zimmer über das Gefängnis gesagt worden war, doch es fiel mir bloß vier Verse eines alten Lieds ein, das ich auf der Hochzeit eines Verwandten im Dunavat-Viertel gehört hatte:

Wer klopft dir den Strohsack?

Wer richtet dein Bett?

Feim, Mamas Liebling,

Bekommt sein Fett.

Ich ersetzte den Namen Feim durch den meinen und stellte mir vor, wie Großmutter nach dem Kaffeetrinken mit zitternden Händen das Fernglas auf die Festung richtete, in der sich das Gefängnis mit den sieben Fenstern befand, wonach Tante Xhemo dasselbe tat und wahrscheinlich murmelte: „Ach Selfi-xhe, ich ging ins Gefängnis, und da war er, und mir kamen die Tränen. Aber es waren Freudentränen, leicht und voller Licht, wie Sonnenstrahlen, die an Regentagen durch die Wolken brechen.“

Ich schmorte im Kerker und bekam mein Fett. Ilir ebenso, in der Nachbarzelle. Die ganze Stadt machte sich bereit zum Schlafengehen, nur für uns beide klopfte niemand den Strohsack und bereitete das Bett. Wir waren eben anders als die anderen, und die Mädchen aus der Schule dachten bestimmt freudig an uns, wenn sie das saubere Deckbett über sich zogen und ihre glatten Wangen auf das Kopfkissen sinken ließen.

Das machte mich fast glücklich. Die Vorstellung war sogar erhebender als unser Traum, in dem wir in gefältelten Schlafanzügen neben der schönen Eliana lagen.

Plötzlich ergriff mich eine fast unerträgliche Sehnsucht nach Ilir. Wir waren offenbar dabei, berühmt zu werden. Den Ruhm, den wir närrischerweise bei Romanen gesucht hatten, fanden wir ganz unerwartet im Gefängnis:

Großmutter grämt sich

Romane machen Ärger

Doch nun, Mamas Liebling

Schmorst du im Kerker

Keine Ahnung, wie lange ich mich noch diesem Hochgefühl hingeeben hätte, doch plötzlich wurde es hell.

Verwundert rieb ich mir die Augen. Das vergitterte Fenster leuchtete, sogar ein paar sparsame Sonnenstrahlen drangen herein. Sie waren eben anders, die Tage und Nächte im Gefängnis, immer in Eile. Man gewöhnte sich daran. Tante Xhema war aus der Zeit gefallen, weil sie sich offenbar mit keiner Zeit der Welt anfreunden konnte.

Aber als ich mich auf die Ellbogen stützte und meine Verwunderung über den raschen Tagesanbruch zum Ausdruck brachte, lachte mein Nachbar nur.

„Es ist nicht dunkel geworden und auch nicht wieder hell, mein Junge. Es ist noch immer der gleiche erbärmliche Nachmittag.“

Jetzt begriff ich. Es war nicht Abend geworden, nur der Himmel hatte sich plötzlich zugezogen, wie es in dieser Stadt oft vorkam.

Ich stand auf, um mir die Beine zu vertreten, dann beschloss ich, das Tageslicht auszunutzen und noch einmal die Inschriften an der Wand zu lesen: Ich bin hier, weil ich die Getreidesteuer nicht bezahlen konnte. Heute, am 3. Februar 1947, wurde ich im Morgengrauen abgeholt. Das ist unser Tod, sie begraben uns unter Steinen, damit wir leiden, es gibt für uns keine Rückkehr. Ich weiß nicht, warum ich hier bin. Mehr Licht!

Als ich bei den deutschen Worten ankam, warf ich dem Mann in der Lederjacke, der mich beobachtete, einen Blick zu.

„Ich sehe, du liest gern“, sagte er in einem ziemlich verächtlichem Ton, der mich überraschte. Ich war noch nie jemand begegnet, der das Gesicht verzog, wenn er andere lesen sah. „Ist schon in Ordnung“, fuhr er fort, als ob er meine Gedanken kennen würde. „Ich sehe, du hast dir das ganze Gekritzel an den Wänden angeschaut. Eines solltest du wissen: Du darfst nie auf das Gejammer des Vulgus hören. Weißt du, was Vulgus bedeutet? Nein, natürlich nicht.“

Er bemühte sich, mir die Bedeutung des Wortes zu erklären, wobei er immer nervöser wurde. Als er schließlich einsah, dass es mir nicht in den Schädel hineinwollte, sagte er mit müder Stimme, wobei er auf die Wand wies: „Ich hab's nicht gelesen, aber ich kann mir gut vorstellen, was das für ein Dreck ist. Verstehst du? Heulen und Wehklagen. Tod. Das Licht ist anderswo.“ Er holte tief Luft und setzte zu einer Fortsetzung an, einmal, zweimal, bis er schließlich mit fast unhörbarer Stimme den rätselhaften Ausspruch tat: „Die Nationen werden im Himmel geschaffen ...“

Ich dachte während des ganzen Nachmittags über diesen Satz nach, besonders, als es dunkel zu werden begann. Manchmal schien sich mir der Sinn zu erhellen, doch dann versank alles wieder in Finsternis. Großmutter und Tante Xhema spra-

chen ebenfalls oft vom Himmel, aber dann murmelten sie meistens, und wenn sie eindösten, vermengten sich ihre Worte und Seufzer.

Schließlich wurde es doch noch Abend in der Zelle. Nach dem Essen legten wir uns schlafen. Immer wieder musste ich daran denken, dass ich im Gefängnis schmachtete, aber die schwärmerische Wehmut, die ich ein paar Stunden zuvor empfunden hatte, war verschwunden. Mir machte zu schaffen, was der Lederbejackte über den Himmel gesagt hatte, wo offenbar alles anders war.

Am Morgen wachte ich mit schwerem Kopf auf. Mein Nachbar war gleichfalls trüber Laune. Draußen nieselte es.

Sie holten den Lederbejackten ab, und als er wenig später zurückkam, war er sehr still, irgendwie ein anderer Mensch. Dann kam der Mann mit den Handfesseln an die Reihe, die er nicht mehr trug, als er zurückkehrte.

„Armer Staat“, sagte der, dessen Stimme sich ständig veränderte. „Nicht einmal genug Handschellen haben sie.“

Als Dritten holten sie mich.

Man brachte mich wieder in das gleiche Zimmer, wo ich auf dem Tisch unsere Schultaschen, Hefte, das Präservativ und die 5-Lek-Stücke aus Blei entdeckte, die mich rachsüchtig angrinsten. Irgendwie passten sie mit ihrem tückischen Schimmer nicht auf den schmutzigen Tisch. Mein Herz schlug schneller. Obwohl ich sie hasste, empfand ich bei ihrem Anblick einen Moment lang Trauer über unseren geplatzten Traum.

„Jetzt hör mir mal gut zu, Bengel“, sagte der Offizier und wies mit dem Finger auf die Münzen. „In anderen Ländern hacken sie dir für so was die Hand ab, kapiert? Leider bist du nach dem Gesetz zu jung, sonst könntest du was erleben. Hast du verstanden, du Erzhalunke? Und jetzt hau ab!“

Mit weichen Knien machte ich mich davon. Auf den Straßen herrschte viel Betrieb. Festliche Musik war zu hören. Als ich einer Gruppe von Plakatträgern begegnete, fiel mir ein, dass Wahltag war. Auf manchen der Plakate stand: „Unsere Stimme, Pulver und Blei für den Feind“. Blei! Es mir heiß und kalt über den Rücken, und ich fing zu rennen an.

Zu Hause öffnete mir Mutter die Tür. Sie stieß erst einen Freudenschrei aus, dann fragte sie mich verwundert:

„Bist du aus dem Gefängnis ausgebrochen? Warum schnaufst du denn so?“

„Ich bin bloß gerannt.“

Großmutter kam die Treppe herunter. Sie legte mir die Hand auf den Kopf und murmelte ein Gebet.

Wenig später erschien Vater und maß mich mit einem abfälligen Blick.

„Du machst uns nur Schande“, sagte er. „Erst dieses Gekritzel, und nun das. So eine Blamage. Warten wir ab, was für einen Unsinn du morgen anstellst.“

Mir fiel keine Antwort ein.

Es klopfte am Tor. Es waren Ilirs verängstigte Eltern. Sie hatten erfahren, dass ich entlassen worden war, während sie von ihm nichts gehört hatten. Leider musste ich ihnen sagen, dass ich auch nichts wusste, weil wir in getrennten Zellen festgehalten worden waren. Ilirs Mutter fing laut zu schluchzen an: „Ach, sie haben meinen Jungen umgebracht!“

Mein Vater beruhigte sie. Rechtsanwalt Dakli, der für meine Freilassung gesorgt hatte, weil ich noch nicht strafmündig war, kümmerte sich nun um Ilir. Auf diese Weise erfuhr ich, dass er ein Jahr älter war als ich. Rechtsanwalt Dakli hatte trotzdem die Hoffnung, ihn noch heute herausholen zu können, weil er aus einer Familie stammte, in der es Märtyrer des Partisanenkampfes gab.

Am Nachmittag erschien der kleine Oheim. Er war noch schlechter gelaunt als Vater. „Du machst uns nichts als Schande“, sagte auch er. „Die ganze Stadt weiß davon. Warum starrst du mich an wie ein Idiot? Im Gefängnis ... In einer Zelle mit Volksfeinden ... Weißt du überhaupt, was das bedeutet?“

Mein Vater hatte sich inzwischen im Kaminzimmer eingeschlossen. Der Oheim schnaubte weiter vor sich hin. Er habe schon lange den Eindruck, dass die Dekadenz in dieses Haus eingezogen sei. Schließlich gehe die verrückte Alte, die sich weigerte, das staatliche Brot zu essen, hier immer noch ein und aus.

Wieder wurde ans Tor geklopft, und ein Häufchen von Nachbarn kam herein. Der Oheim rannte die Treppe hinauf. Ich wollte mich ebenfalls verstecken, aber Großmutter legte mir die Hand auf den Kopf.

„Du musst dich nicht schämen“, sagte sie. „Das Gefängnis ist etwas für Männer.“

*